

New York, 1968. Die 16-jährige Yuki Oyama ist gefangen zwischen zwei Kulturen. Sie fühlt sich nicht als Japanerin, nicht als Amerikanerin. Ihre Eltern gehen zurück in ihre Heimat. Doch sie möchte New York nicht verlassen. Sie will bleiben, die richtigen Worte finden, Freundschaften schließen, eigenständig werden, lieben und ihre Kunst leben.

Berlin, 2016. Galeriebesitzer Jay ist gerade Vater geworden. Dies nimmt er zum Anlass, seine Mutter, seine Vergangenheit, seine Wurzeln zu suchen. Er weiß nichts von ihr, außer dass sie ihn verließ, als er erst zwei Jahre alt war. Und dass ihr Name Yuki Oyama ist.

ROWAN HISAYO BUCHANAN ist eine japanisch-britisch-chinesisch-amerikanische Schriftstellerin. »In ihrer Erinnerung war Japan eine Mischung aus Rosa und Grün« ist ihr Debütroman. Derzeit arbeitet sie an ihrer Doktorarbeit an der University of East Anglia in Norwich, England.

Rowan Hisayo Buchanan

In ihrer Erinnerung
war Japan eine
Mischung aus
Rosa und Grün

Roman

*Aus dem Englischen
von Astrid Mania*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Harmless like you« bei Sceptre,
einem Imprint von Hodder & Stoughton, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Das Zitat von Ezra Pound auf Seite 327 entstammt folgender Ausgabe:

Ezra Pound, Canto LXXX, aus: Ders., Pisaner Cantos ©
der deutschen Ausgabe: 1956, 1969, 1985, 2002
by Arche Literatur Verlag AG, Zürich–Hamburg.
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2018

Copyright © 2016 by Rowan Hisayo Buchanan

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung: Semper Smile

Covermotiv: © Pauly Pholwises/Trevillion Images;

Shutterstock/Vector Tradition SM

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

AH · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71673-9

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Meiner Mutter und allen, die bleiben.

Prolog, Berlin

Das kleine, weibliche Oval stand im Schatten der Haustür. Dort, wo ich stand, bestrich das Sonnenlicht den Bürgersteig mit einem Buttergelb; die Frau jedoch war winterlich gekleidet. Gleich drei Schals schlangen sich um ihren Hals – in Rostrot, Kardinalrot und in Weiß, mit scharlachrotem Rentiermuster.

»Guten Morgen.« Es war das erste Mal, dass ein japanischer Mund vor meinen Augen deutsche Konsonanten formte. Meine Deutschkenntnisse waren zu schlecht, ich konnte nicht sagen, ob in ihrem Akzent noch ein Rest Connecticut lag. Strömte der Saugatuck River durch ihre Vokale? Oder sprach sie, als ob sie immer schon inmitten Berlins unruhiger Historie gelebt hätte?

»Yukiko Oyama?« Meine halb erhobene Hand sank zurück an ihren Platz. »Wir sind verabredet. Ich komme in der Erbangelegenheit Ihres Ehemanns.«

»Kommen Sie herein«, sagte meine Mutter. Ihr war nicht anzusehen, ob sie mein Gesicht erkannt hatte. Sie ging langsam, hielt sich am Geländer fest, und mir drängte sich die abwegige Frage auf, wie eine derart zierliche Person meine Mutter sein konnte. Die kleine Hand, die den eisernen Handlauf umklammerte, war von kindlicher Unschuld. Aber der Körper schwillt ja nicht von Missetaten an. Impulsiv streckte ich den Arm aus. Ihr Kopf war von mir fortgewandt. Einen Augenblick nur erlaubte ich meinen Fingerspitzen, an die nachsichtige Wolle ihres Rentierschals zu fassen. Sie war so weich. Eilig wich die Hand zurück.

An der Wohnungstür zog meine Mutter ihre Hausschuhe aus und entblößte mehrere Lagen Socken. Sie wirkte älter als ihre

sechzig Jahre. Ausgezehrt. Das Haar, das sich durch ihre Schals hindurchwebte, war weiß gesträht. Ich hatte mich früher oft gefragt, wie mein Leben verlaufen wäre, hätte sie mich mitgenommen. Auf ihrem Tisch, dort, wo der Platz für einen Blumenstrauß gewesen wäre, stand ein Glas mit Teppichmessern. Die Möbel waren voller Farbflecken. Ein Heizkörper pochte.

»Tee – wie wäre es mit einem Tee?«

Ich nickte. In einem großen Spülbecken aus Keramik stapelten sich leere Tassen. Sie stellte einen Topf auf eine Heizplatte. Sie hustete; eine Hand drückte unten an den Hals, die andere legte sich auf ihren Mund. Eine ganze Minute lang knisterte es, als ob jemand in trockenes Laub gesprungen wäre. »Krank. Sprechen fällt schwer. Verzeihung.« Ihre Stimme klang aufgebraut, die Worte endeten in einem Kratzen.

Als ich mich setzte, ächzte der Plastik-Klappstuhl unter mir. Sie reichte mir eine Tasse. Ich schloss die Hände darum. Sie hatte grünen Tee gemacht, im Beutel, eine von den billigen Sorten, die immer etwas bitter schmeckten. Trotzdem war mir die Wärme, die der Tee in dieser Kälte bot, sehr willkommen. Dafür hatte uns meine Mutter also verlassen. Für diese schäbige Behausung?

»Wie bereits erwähnt, ich bin in der Erbangelegenheit von Mr Eaves hier.«

Sie blickte nach unten; in ihren Augen klebten gelbe Schlafkörnchen. Ihre Finger zupften an den Schals, als wäre sie ein Schulmädchen, das eine Strafpredigt über sich ergehen lassen muss.

»Sie waren mit ihm verheiratet. Richtig? Er ist kürzlich verstorben.«

Ich wartete auf die Frage, woran. Sie hob die Tasse und rieb sie über ihre Wange. Um sich zu wärmen, nahm ich an.

»Er hat Ihnen das Haus hinterlassen, in dem Sie früher gelebt haben.« Ich zog die Papiere hervor und schob sie über den farbfleckten Tisch. »Sie müssen nur den Eintrag ins Grundbuch

unterschreiben. Haben Sie einen Stift? Erbschaftssteuer fällt natürlich auch an.« Das hatte ich mit dem Rechtsanwalt aus dem Büro meines Vaters besprochen. »Aber die können Sie aus dem Verkauf des Hauses begleichen. Wenn Sie also hier und hier unterzeichnen würden.«

Sie griff in ihre Jackentasche, und hervor kam ein schwarzer Wachspastellstift. Sie richtete die Papiere aus und musterte das Kleingedruckte. Langsam schrieb sie ihren Namen. Ihre Signatur war gerade, kantig, säuberlich. Sie gab mir das erste Papier zurück und unterschrieb das zweite, dann hielt sie inne; der Stift drückte sich noch in das Blatt. Sie sah auf ihren Namen.

»Und mein Sohn?«

Ja. Ja. Ja.

»Wo ist er?«

YUKI

1968, Chinacridongold

Ein warmes Gelb, das für die Automobilindustrie entwickelt wurde. Es ist die Farbe von Straßenlicht, das sich bei Nacht in Pfützen spiegelt, von eingelegtem gelben Rettich und von Entenschnäbeln.

Der Exhibitionist hockte auf seinem angestammten Platz und biss in einen Hotdog. Yuki wechselte die Straßenseite nicht, und auch ihren Schritt beschleunigte sie nicht. Sie blieb stehen und verfolgte, wie er sich den Senf von den Händen leckte, wie sich eine dicke Zunge zwischen plumpe Finger schob. Von ihrem Platz aus konnte Yuki sogar sehen, wie die Zwiebelringe unter einem Windstoß zitterten. Mit seinem Hut und dünnem Regentmantel, beides beige, wirkte der Exhibitionist wie ein Detektiv aus einem Comic. Sein Mantel war geschlossen, doch seine nackten Waden zeigten ihre schwarze Spinnenbeinbehaarung.

Yuki schnitt der Ranzen in die Schulter. Das Gewicht der vielen Hefte mit den leeren Seiten drückte sie – noch ein Jahr. Was tat der Exhibitionist, wenn er sich nicht entblößte? War auch er zwischen den eisernen Beinen eines Pults gefangen? Er summt die ersten Takte von *Revolution*. Sein schmatzendes Kauen mischte sich in die Melodie. Eine spätsommerliche Sonne blick den Gehweg aus. Yuki lehnte sich an das warme Glas eines Schaufensters und musterte den Mann. Kleine Fältchen hatten sich rings um seine Augen gegraben, sein Ärmel hatte Fettflecken.

Eine junge Büroangestellte stöckelte eilig mit zwei dampfenden Pappbechern vorüber. Der Exhibitionist schob sich den Rest des Hotdogs zwischen seine Zähne, riss den Mantel auf und

sang aus voller Kehle, laut und schief. Das Mädchen ging unbeeindruckt weiter, nicht einmal ihr Blick wanderte in seine Richtung. Yuki staunte, dass der Kaffee nicht überschwappte. Der Exhibitionist wurde von der Frau mit dem Chignon ignoriert, und sie, Yuki, war unsichtbar für einen Mann, der der Welt an diesem ersten kalten Herbsttag seinen violetten Stummelpenis präsentierte.

Sie wandte sich zum Schaufenster. Schatten fraßen sich in ihr Spiegelbild, sie ließen einen Zopf und eine Wange. Yuki schaute näher hin, doch je näher sie trat, umso schwächer wurde ihr Bild.

Sie war sechzehn. Das ganze Jahr lang hatte sich der Kummer unter ihrer Haut gestaut. Er war so zäh, er hätte ihr in Form von Pickeln aus den Poren dringen müssen, und doch war ihr Gesicht so zart wie vor zehn Jahren, wie an jenem Tag, an dem sie aus dem Flugzeug ausgestiegen war. Sie blinzelte, bis das schattige Mädchen im Schaufenster verschwand und Lacklederstiefel erschienen. Im Weiß des *Weißes Albums* von den Beatles. Yuki trat mit dem linken Schuh gegen die Ziegelwand. Ihre Mary Janes waren schon sechs Mal neu besohlt worden und hatten trotz aller Politur Runzeln an den Zehen. Wer solches Schuhwerk trug, wusste, dass seine Füße so unsichtbar waren wie sein Gesicht.

Als sie die Ladentür aufstieß, erklang ein Windspiel. Im Innern roch es nach Räucherstäbchen, kräftiger und bläulicher als die, die auf ihrem Familienaltar brannten. Unter der Theke kam eine Männerstimme hervor. »Kann ich helfen?«

»Nein, ich schau mich nur um.« Dann: »Was kosten die Stiefel? Die weißen, im Fenster.«

Vor ihr entfaltete sich ein junger Mann und wischte sich den Staub von der Jeans. »Die da? Dreißig Dollar.« Yuki erhielt von ihrer Mutter in der Woche fünf Dollar, für das Schulessen.

Sie wandte sich zum Gehen. Ihre Hand lag schon auf dem

Türgriff. Das Metall war kühl, im Vergleich zu ihrer heißen Beschämung.

»Welche Größe hast du?«, rief ihr der Junge nach.

»Fünfunddreißig.«

»Tut mir leid, etwas Kleineres als sechsunddreißig haben wir nicht.«

Ihre Hand verkrampfte sich. Natürlich gab es diese Stiefel nicht in einer Größe, die ihr gepasst hätte.

»Jetzt guck nicht so. Wie wär's mit einer Sonnenbrille?« Der Verkäufer lächelte. »Einheitsgröße.« Er nahm eine Brille von einem Drehgestell und hielt sie ihr entgegen. »Sommerschlussverkauf. Zwei Dollar.« Die Sonne flog bereits gen Süden, über Winter. Yuki brauchte keine Sonnenbrille. Sie setzte sie auf. Sie passte nicht – der Brillensteg war viel zu breit für ihre Nase, und hinter dem Rahmen verlor sich ihr Gesicht, doch durch das Tropicana-Orange der Brillengläser strahlte eine Welt in Gold. In Yukis Portemonnaie befanden sich genau zwei Dollar, für das Mittagessen am Donnerstag und Freitag. Sie kaufte die Brille.

Draußen schillerte die Welt. Von Kotflügeln strahlte goldenes Licht und floss über das lange Haar der Mädchen von der NYU. Der Exhibitionist war fort, nur sein leerer Hotdog-Karton lag noch auf dem Hocker. Die Ketchup-Reste sahen jetzt weniger wie Flecken, sondern eher wie Küsse aus. Yukis steifer grauer Rock tanzte einen Shimmy durch den Wind. Sie drehte sich, damit er sich entfalten konnte. Ihre Brille hüpfte auf und ab. Alles funkelte.

Als sie über eine ausgeweidete Ratte trat, wohl die Hinterlassenschaft einer Straßenkatze, schenken ihr die Fenster ihrer Wohnung ein rosarotes Zwinkern. Yuki lebte am Rand von Greenwich Village, im Süden Chinatown und im Norden die Nutten. Ihre Eltern hätten sich eine bessere Gegend leisten können – ihr Vater gehörte zum Management der Ostküsten-Niederlassung von Japans größter Automarke –, doch für sie bedeutete

Amerika kaum mehr als eine Unterbrechung ihres Tokioter Lebens. Einmal hatte Yuki ihre Mutter gefragt: Warum ist Daddy eigentlich nicht allein nach Amerika gegangen? Ihre Mom hatte sich vor sie gekniet und auf Englisch geantwortet: »Daddy braucht uns«, so als ob es ein Verrat gewesen wäre, eine solche Schwäche auf Japanisch einzugestehen. Yuki hatte zwei Drittel ihres Lebens in New York verbracht – ihr Japan war der Geruch der Teeschachteln, die ihre Großmutter zu Neujahr schickte. Die meisten Kollegen ihres Vaters gingen allein in die Staaten und kehrten nach ein, zwei Jahren nach Japan und zu ihren Familien zurück. Angeblich aber brauchte sein Arbeitgeber ihren Vater in New York, aufgrund seiner exzellenten Sprachkenntnisse und Einblicke in die amerikanische Kultur – doch mit jedem Jahr hatte er sich weiter abgeschottet. Dieses war das letzte.

Sie stellte ihre Halbschuhe in das Regal, neben die Pumps ihrer Mutter und unter die Hausschuhe ihres Vaters, in deren Tatamisohlen sich die Form seiner Füße eingegraben hatte. Ihr Vater hatte mit Entsetzen geschildert, dass die Westler in ihren Schlafzimmern Schuhe trügen, doch ob das stimmte, wusste Yuki nicht – sie war noch immer nie in einem amerikanischen Schlafzimmer gewesen. Sie schlüpfte in ihre Flanellpantoffeln und steckte die Sonnenbrille in ihren Ranzen.

»*Tadaima*«, rief Yuki, *Ich bin zu Hause*, dabei hatte ihre Mutter längst das Türknarren und das Getrappel auf den Holzdielen gehört.

Ihre Mutter stand in der winzigen Küche und schaute ratlos auf einen feinen Haufen Hackfleisch, im gleichen Rosa wie der Kühlschrank, der Toaster und die Handschuhe, in denen sie ihre Finger krümmte.

»Was sagst du zu Hütten-Chīzu?«, fragte sie auf Englisch. Yuki ärgerte sich jedes Mal, wenn ihre Mom Wörter, die es auf Englisch gab, japanisierte. Warum sagte sie *chīzu*, wo sie ganz genau wusste, dass es *Käse* hieß?

»Zu Hüttenkäse sag ich gar nichts«, erwiderte Yuki.

»Ich mache *chizubāgā*. Und im Kochbuch steht, dass man dazu *chedāchizu* nehmen soll.« Es dauerte einen Augenblick, bis Yuki begriff, dass ihre Mutter Cheddar meinte. »Aber dein Vater bekommt von *chedāchizu* Magenschmerzen.«

»Und warum machst du ihm dann Cheeseburger?« Ihre Mutter sah erstaunt und betroffen aus. Was erstaunte sie daran? Käse bekam Yukis Vater nicht. Amerika bekam ihm nicht. Im Spätsommer verlangte es ihn nach Aal, in Zedernholzfässern gemästet und über Holzkohle gegrillt. Doch er war ein loyaler Angestellter seiner Firma. Und die hatte ihn an diesen Außenposten versetzt. Nun aber, endlich, nahte das Ende des Exils.

»Mom, niemand macht Burger nach dem Kochbuch.«

Ihre Mutter hatte sich, kurz vor der Heimreise, noch entschlossen, ihre Familie zu amerikanisieren. In einem halben Jahr war Aufbruch – Ende März. Die Pflaumenbäume würden dann in voller Blüte stehen, und der Frühlingsregen würde fallen, zumindest hatte ihr Vater das behauptet. Yuki kannte Pflaumen nur aus dem Supermarkt, wo die dunklen Früchte statt Blättern einzig den Aufkleber des Zwischenhändlers trugen. Einmal nur hatte Yuki ihre Großeltern besucht. Sie hatte sich mit dem Hund angefreundet, den Menschen hatte sie nichts recht machen können. In wie vielen Sprachen gab es für den Satz *Ich heiße Yukiko* vier Konjugationen, eine für jede Höflichkeitsform? Woher sollte man überhaupt wissen, dass es vier Höflichkeitsformen gab? Und woher, dass ein zu respektvolles Verhalten auch als unhöflich verstanden werden konnte? Yuki war wie *chizubāgā* – für Japaner unverträglich, aber wirklich amerikanisch auch nicht.

»Ich gehe in mein Zimmer.«

Yuki setzte sich die neue Sonnenbrille auf, doch im Dunkel ihres Zimmers wirkte alles braun. Sie hätte so gern jemanden gefragt: *Wie sehe ich damit aus?* Im Fernsehen gab es immer eine

beliebte und eine unbeliebte Clique. Das war Yuki unbegreiflich. Wie konnte man unbeliebt sein, wenn man in einer Clique war? Die Mädchen in der Grundschule hatten sie Spucki-Yuki genannt, doch inzwischen ließen sie sich gar nicht mehr dazu herab, überhaupt mit ihr zu sprechen. Wenn sie die richtigen Worte, den Zugangscodes gekannt hätte, hätte sie vielleicht auch dazugehören können. Der Dicken Carol hatten sie in der vierten Klasse Käfer in die Bluse gesteckt, doch nun hatte sie einen Freund, der in einer Band spielte. Und die neue Stiefmutter der Stinkenden Alice hatte ihr eine Flasche YSL Rive Gauche gekauft. Yuki aber hatte das Gefühl, dass sie mit jedem Jahr mehr zu Spucki-Yuki wurde. Und sie ging nun in die elfte Klasse.

Sie holte die Schulbücher aus dem Ranzen und legte sie auf ihren Schreibtisch. Ihre Mutter schlug die Bücher in braunes Papier ein, um die Ecken zu schützen. Eines war so farblos wie das andere. Yuki schrieb ihren Namen in das Geometriebuch. Ihr Vater drillte sie zwar an den Wochenenden – in den Matheklausuren aber zappelten die Zahlen wie sterbende Fische vor ihren Augen herum. Sechsen drehten sich zu Neunen, Dreien wanden sich in Achten. Yuki konnte es ihrem Vater nicht verübeln, dass er beim Blick auf ihre Noten ein Gesicht zog, als hätte man ihm verdorbenen Lachs aufgetischt. Sie konnte ihm nicht vermitteln, dass ihr die Zahlen, die sich daheim so gut benahmen, im Panikraum einer Klausur entglitten.

Vielleicht würde es mit Geometrie ja anders, besser. Sie schrieb ihren Namen in lateinischen Buchstaben in das Buch. Und in Kanji. Beide Male wirkte er so kläglich wie eine zerquetschte Fliege. Yuki konnte sich nicht vorstellen, dass sie in Tokio weniger einsam sein sollte, nur weil ihr Gesicht dort wie das der Masse aussah.

Sie schaute auf die Postkarte, die sie mit vier roten Nadeln an die Wand geheftet hatte, mit Nadeln, mit denen Menschen in Filmen ihren Ort auf Landkarten markierten. Yuki war bei

einem Klassenausflug ins Guggenheim Museum auf diese Hausansicht gestoßen, das Gemälde eines Wiener Malers. Die Fenster waren geborsten, doch um die Balkone rankten sich Strümpfe und Hemden in leuchtenden Farben zu einem Bild der Erhabenheit. Yuki fuhr mit dem Fingernagel an einem Fenster entlang und fragte sich, wie ihr Name in der Sprache dieses Ortes klingen würde. In Kunst hatte sie ein »sehr gut«, doch das war ihrem Vater gleichgültig.

Am nächsten Tag ging Yuki nicht in die Schulkantine – sie hatte ihr Essensgeld für die Brille mit den Zitrin-Gläsern ausgegeben. In der fünften Etage führte das Fenster der Mädchentoilette auf die Feuertreppe; das hatte Yuki im Vorjahr entdeckt, als sie wieder einmal bei einer Matheklausur versagt hatte. Das eiserne Gestänge hatte sie verschwommen hinter Mattglas und Tränen angeschaut und ihr die Flucht regelrecht befohlen. Auch nun war sie auf seine Hilfe angewiesen.

Der einzige Weg hinaus führte durch das Fenster. Yuki kletterte auf das Waschbecken, verkeilte die Füße zwischen den Wasserhähnen und rüttelte an dem schweren Rahmen. Er öffnete sich vierzig Zentimeter weit, dann klemmte er. Wenn es zu einem Feuer käme, würden alle verbrennen. Diesem Bild gab sie sich bei besonders einsamen Mittagessen hin, wenn sie am Ende des Tisches, in der Nähe der Abfalleimer saß. Sie schob den Oberkörper seitwärts in den blauen Himmel und schlüpfte hinaus auf die rostbefleckten Streben.

Yuki setzte die orangefarbene Brille auf. Die Gläser dämpften das Stechen in ihrem Magen. Bernstein legte sich vor ihre Augen. Yuki erschuf sich eine Fantasie, in der sich der goldgelbe Stein über den Schulhof ergoss, tratschende Lippen lähmte, Nagellackiererinnen Einhalt gebot, Zigaretten auslöschte und bis zum Lehrerzimmer aufstieg und die Rotstifte in ihren Korrekturen hemmte. Doch dann erhoben sich Tauben in die gol-

dene Luft und zerstörten ihre Illusion. Als Yuki ihrer Flugbahn folgte, entdeckte sie, einige Stufen über sich, ein Mädchen.

Sie trug ein avocadogrünes Kleid mit spitzem weißen Kragen, und sie war so dünn, dass die Wangenknochen wie gemeißelt wirkten. Über dem weißen Gipfel ihrer Stirn erhob sich ein Kumulonimbus aus blondem Haar. Das Mädchen hob die linke Hand zum Gruß, der rechte Arm war um die dünnen Knie gewunden. Yuki schob die Brille hoch, und da glänzte das Haar sogar noch heller, so als ob es jeden einzelnen Tropfen Gold aus der Brille in sich aufgesogen hätte. Yuki konnte die Worte, die in ihrer Kehle steckten, nicht hervorscheuchen, nicht einmal ein »Hi«. Yuki spiegelte die Geste und hob ebenfalls die Hand, das jedoch so eilig, als ob sie aufgerufen werden wollte. Sie senkte rasch die Hand und schob sie zwischen die Knie. Außer ihr war noch nie jemand hier gewesen.

Yuki und das andere Mädchen saßen einsam und schweigsam auf den Stufen aus Metall, bis die Glocke läutete und Yuki heraushustete: »Ich bin Yuki. Elfte Klasse.«

»Odile. Zwölfte. Ist mein erster Tag.« Sie warf die Hände in die Luft, als ob sie sagen wollte: Was soll ich tun?

Yuki war noch nie auf jemanden getroffen, der Odile hieß. »Cooler Name.« Die Mädchen in der Schule hießen Kathy, Lucy oder Amy, allenfalls noch Rachel, selbst die aus den ärmeren Familien, die ein Stipendium benötigten.

»Ich weiß. Hab ich mir selbst ausgesucht.« Auf dem Schulhof unter ihnen strudelten die Körper Richtung Tür, Seifenlauge, die in einen Ausguss fließt.

»Wir müssen wieder rein«, sagte Yuki und steckte einen Fuß durch das Fenster. Das andere Mädchen rührte sich nicht vom Fleck.

Im Kunstunterricht gelang es Yuki nicht, sich auf das ordentliche Gebinde der künstlichen Blumen zu konzentrieren; sie ringelte Wolken aus Haar über die Seiten ihres Skizzenbuchs.

Miss Shahn spähte hinein: »Sehr Alfons Mucha, aber wir wollen doch nach dem Modell zeichnen. Nach der Seide, um genau zu sein.« Die Lehrerin schob ihre runde Brille hoch. »Mir gefällt, wie du das Kinn geneigt hast, und auch das Lächeln, das ist gut. Mach weiter so, nur die Augen sind zu groß – in einem richtigen Gesicht wären sie so riesig wie Grapefruits. Du hast ein gutes Gespür, aber du solltest erst einmal beobachten und nach dem Vorbild zeichnen, ehe du etwas erfindest.«

Yuki war sich beinahe sicher, dass Odile real war. Das Rätsel löste sich während des Mathematik-Unterrichts, als die karobejackte Schulsekretärin in die Gleichungssysteme platzte. »Hat irgendjemand Jane Graychild gesehen?«

Yuki war dankbar für die Unterbrechung. »Wen?«, fragte Mr Schwinger, der Mathelehrer.

»Groß, dünn, blond, sieht ein bisschen wie diese Sticky aus? Twiglet?«, erwiderte die Sekretärin. »Sie sollte in der Förderstunde sein, aber sie hat sich wohl verlaufen.«

Yuki legte den Stift beiseite, der Spiralen um ihr $x+2y$ gekritzelt hatte. Sie selbst war dem Förderunterricht nur knapp entgangen; sie hatte wochenlang Abend für Abend gelernt und so ihre Drei minus in eine Drei plus verwandelt. Monate für einen vertikalen Strich, noch dazu einen bedeutungslosen, nun, da sie fortgehen würde. Die Neue war also in der Förderklasse. Yukis Vater hätte gesagt, dass Unwissenheit ein schwaches Band sei, doch was wusste er schon? Yuki hatte ihn noch nie mit einem Freund erlebt.

»Twiggy«, belehrte Kathy B die Sekretärin.

»Ich glaub, ich weiß, wen Sie meinen«, sagte Kathy M. »Mir hat sie gesagt, dass sie Odale heißt, oder O-Irgendwie.«

»Ist das eine Irin?«, fragte Amy H.

»Französin«, sagte Kathy B., die Alleswiserin. »Sie kommt von einer Ballettschule. Ich hab gehört, dass sie da rausgeflogen ist, weil sie mit ihrem Lehrer rumgemacht hat.«

»Und ich hab gehört, sie hätte sich geweigert, es mit ihm zu treiben«, warf Amy H. ein.

Kathy B. sah verärgert aus. »Woher weißt du das?«

»Ruhe«, sagte Mr Schwinger. »Alle miteinander.«

Als Yuki nach Hause kam, war ihre Mutter in der Küche und hatte salzbesprenkelte Fritten auf einem Bogen Krepppapier verteilt. Die leere Faust in Yukis Magen ballte sich.

Ihre Mutter wies auf den Hausaltar. Yuki griff zu den langen Kochstäben und steckte sie in zwei helle Fritten.

»Mom?«

»Ja?«

»Wer ist deine beste Freundin?«

»Meine beste Freundin? Meine *shinyū*? Hmm ...«

»*Shinyū*?« Das Wort war Yuki neu. Das war das Problem – Dinge, über die ihre Eltern nicht sprachen, existierten für Yuki auf Japanisch nicht.

»*Shinyū* heißt so viel wie Freund. Ein sehr naher Freund.« Ihre Mutter ließ die Fritten in eine blaue Schale gleiten. »Nakamura Machiko. Sie war furchtbar lustig. Sie hatte immer tolle Geschichten.« Yuki versuchte, sich ihre Mutter mit einer Freundin vorzustellen. Wie sie einer anderen ein Geheimnis anvertraut. Wie sie nicht ihre Mutter war.

»Was ist mit ihr passiert?«

»Was soll passiert sein? Sie ist meine Freundin.« Yukis Mutter schnitt Schinken und legte ihn auf den Teller für die Ahnen.

»Aber ihr seht euch nie.« Yuki hatte auch ihre Mutter noch nie mit einer Freundin erlebt. Ihr Vater hatte immerhin Kollegen, mit denen er abends etwas trinken ging. Aber ihre Mutter? Kein Wunder, dass Yuki nicht wusste, was sie zu anderen Menschen sagen sollte. »Du hast sie noch nie erwähnt. Nicht ein einziges Mal.« Fühlst du dich nicht auch manchmal einsam? Reicht dir die Umarmung deiner rosa Schürze?

»Bring das zum Altar«, scheuchte ihre Mutter, noch immer lächelnd, Yuki ins Wohnzimmer.

Die Ahnen aßen zuerst. Vor jeder Mahlzeit wurde ihnen eine kleine Portion an den Altar gebracht, dann klatschte Yukis Mutter drei Mal mit den Händen und rief die Toten zum Mahl. »Da wir in Amerika leben, können die Ahnen ruhig etwas Neues kosten«, hatte sie Yuki erklärt. Sie opferte gebratenes Corned Beef, Hühnerpastete, Zuckerkekse oder Fritten.

Der Altar stand auf dem Klavier. Yuki stellte den Teller auf die weiße Serviette, vor das Räucherstäbchen. Dort waren, neben der silbernen Keksdose mit der Asche eines seidenweichen Zwerghamsters, die Fotografien all der Verwandten aufgereiht, deren sterbliche Überreste auf der anderen Kontinentalplatte ruhten. Ihre Eltern schworen, dass Yuki sie alle kennengelernt habe, doch Yuki hatte sich keine Berührung eingeprägt. Die Tante in dem teegrünen Kimono war ihr so fremd wie Gauguins tahitianische Frauen im Metropolitan Museum. Auch Blumen, die hinauf zu den Vorfahren gelangen sollten, waren auf dem Klavier: Päonien, Chrysanthemen, gelbe Rosen, selbst die sonderbaren rotblättrigen Weihnachtspflanzen. In Yukis Vorstellung wogte ein ekto-plasmischer Ozean aus Blütenblättern durch das Reich des Jenseits.

Ihre Mutter klapperte noch in der Küche; die Fritten leuchteten noch ungeopfert. Was konnten die Ahnen schon tun, um ihre Gabe zu beschützen?

Yuki nahm eine Frittte; sie brannte heiß an ihren Lippen, sie forderte die Toten zum Eingreifen auf.

Dann erst klatschte Yuki in die Hände, um die Ahnen zu Tisch zu rufen. Eins. Zwei. Drei.

Als Yuki am Freitag durch das Fenster kletterte, wandte sich Odile ihr zu. Ihre großen, durchschimmernd grünen Augen waren von Mascara-Tüpfelchen umrahmt. Sie sagte: »Willst du einen Kaugummi?«

Der Kaugummi war so grün wie ihre Augen. Yuki bog sich ihm entgegen, vergaß jedoch, im Strahlen dieses Augenblicks auch Ja zu sagen. Odile zog das Päckchen zurück.

»Kluge Entscheidung. Erst geht's einem damit besser, aber später hat man noch mehr Hunger. Mägen sind wie Männer. Ein Happen, und schon sabbern sie. Und, warum bist du nicht beim Essen? Ich dachte immer, Chinesinnen wären von Natur aus dünn.«

»Ich bin Japanerin.«

»Meine Familie stammt aus Osteuropa – wir sind halbe Kartoffeln. Ich nehm schon zu, wenn ich eine Fritte nur anseh.«

Yuki hätte sich und ihrem Magen so gern ein Glas Milch eingeschenkt.

Odile fuhr fort. »Und dann dieser Mist, den es da unten gibt, da könnt ich kotzen. Spaghetti mit FLEISCHsauce. FLEISCHbällchen. Die wissen nicht einmal, von welchem Tier es stammt. Es ist alles immer FLEISCH.«

Yuki nickte. Der Leiter ihrer Schule war ein ehemaliger Pastor. Die meisten Kinder brachten sich das Mittagessen mit, doch es gab auch eine günstige Verpflegung für all die, deren Eltern keine Zeit zu kochen hatten. Es waren aber nur die armen Kinder, die das Schulessen in Anspruch nahmen. Für Yuki jedoch, das hatte sie vor langer Zeit begriffen, war es besser, kein Essen von zu Hause mitzunehmen. Ihre Mutter übertrieb es und versiegelte noch dazu alles in kleinen Tupperdosen: Kartoffelkroketten, Maiskolben, Würstchen. Es war total peinlich. In der Schlange hinter den Kindern, deren Mütter tot waren oder den ganzen Tag lang arbeiten mussten, konnte Yuki wenigstens so tun, als würde sie dazugehören. Außerdem mochte sie den süßlichen Geschmack der Fleischsauce.

Odile beugte sich über das Geländer. Am Himmel zogen Tauben vorüber. Das Mädchen war wirklich schön. Wäre Yuki als Junge geboren worden, hätte sie ihre Finger um den schmalen

Kopf gewunden und Odile geküsst. So aber hoffte Yuki, dass ihr in ihren letzten amerikanischen Stunden eine Freundin gesandt worden war. Eine Freundin mit mintgrünen Augen. Doch ihre Hände oder Lippen kannten keine Geste, um diesem Wunsch Ausdruck zu verleihen.

Also sagte Yuki: »Meine Mutter trägt immer so dämliche Hauskleider, als wären wir noch in den Fünfigern.« Ihre Mutter nähte sich die Kleider selbst. Sie war derart zierlich, dass die Konfektionsware aus dem Laden bei ihr immer falsch saß. Sie war ein Kriegskind und seit dem Tag, an dem ihr Elternhaus unter Flammen erzittert war, nicht mehr gewachsen. Yuki selbst war nur einen Meter sechzig groß und überragte ihre Mutter dennoch um fünfzehn Zentimeter.

»Ich weiß, was du meinst. Meine Mutter hat drei Kleider in Heinz-Tomaten-Ketchup-Rot.« Odile zog eine Grimasse.

»Wenigstens darfst du anziehen, was du willst.«

»Wenn es nach Lillian gehen würde, würde ich diese puff-ärmeligen Scheußlichkeiten tragen, die mir meine Großmutter immer zum Geburtstag schickt.« Odile richtete ihr Kleid. »Damit Lillian mehr Geld für ihre rosa Zigaretten hat.«

»Lillian?«

»Meine Mom.«

»Aber wie machst du das? Ich meine, dein Kleid ist – es ist wie das Innere einer Banane. Im guten Sinn. Es ist so cremig.« Yuki hatte das reizend-leere Geplapper so vieler Mädchen gehört, und doch versagte sie bei den simpelsten Banalitäten. »Wenn deine Mom dir keine schönen Kleider kauft ...« Yuki spielte an ihrer Sonnenbrille.

»Ich stehle sie«, grinste Odile.

»Aber wie?« Ein Kleid war schließlich kein Lippenstift, der in der Hand verschwinden konnte. Und an Odiles Leib war schon gar kein Platz, an dem sich etwas Großes verstauen ließ.

»Bist du denn gar nicht schockiert?«

Yuki hatte sich derart in die mögliche Taktik dieser zierlichen Diebin vertieft, dass sie die moralische Frage ganz außer Acht gelassen hatte.

»Wie kannst du nur?«, erwiderte sie, so ausdruckslos, als ob sie einen Witz gemacht hätte. Odile lachte.

»Wenn du willst, zeig ich's dir am Samstag.«

»Geht nicht, samstags muss ich in die japanische Schule.« Sie hasste die japanische Schule. Anfangs hatte sie dort Freundinnen gehabt, kleine Mädchen, die Reiko, Jun und Nana hießen, doch sie alle waren ihren Vätern in die Heimat zurückgefolgt. Nun wurde Yuki schon bei den einfachsten Zeichen von Sechsjährigen an den Rand kalligrafiert: 女女女女女. Das karierte Papier war wie ein Käfig, und die Satzzeichen waren ihr so fremd wie das Land, aus dem sie stammten – ihre Striche verformten sich zu Kritzeleien. Wenn ihr Pinsel durch die horizontalen und vertikalen Balken schnitt, dann entflohen ihm Vögel, Augen oder Flügel.

»Dann nach der Schule?«, schlug Odile vor. Die Glocke heulte. »Treffen wir uns draußen?«

Mr Schwinger – er unterrichtete Mathematik, Naturwissenschaften und Baseball – stand an der Tafel und zeichnete einen Querschnitt durch die Erde. »Im Verhältnis ist die Erdkruste nicht einmal so dick wie diese Linie. Wir stehen auf einem Tupfen Kreide, der auf geschmolzenem Gestein treibt.« Yuki fühlte sich selbst wie feuchter Teer: klebrig, stinkend. Doch sie wollte nicht verhärten, sie wollte endlich aufbrechen, damit ihr Herz schmelzen und sein Feuer ausgießen konnte. »Schön, jetzt kommt Stoff für die Klausur, also schreibt alle mit ...«

Yuki mochte die gewundene Anatomie von Wolken und die Herzen der Planeten, doch die Physik presste alles in Konvektion und Konduktion, Strahlung und unendliche Zahlenketten.

Odile wartete an einen Baum gelehnt. Generationen von Schülerinnen hatten ihren Namen in den Stamm geritzt, doch

Yuki würde fortgehen, ohne ihren Namen einmal auch nur zu schreiben.

»So kann ich dich nicht mitnehmen.« Odile zerfurchte eine Augenbraue. »Du musst erst mal mit zu mir kommen.«

Yukis Eltern hätten ihr niemals erlaubt, eine Amerikanerin nach Hause einzuladen. Zuhause: Zimmer, in denen man Distanz zu anderen hält. Yuki berührte ihren steifen Rock und fuhr über die strengen, säuberlichen Stiche seines Saums. Es war der Rock einer Jungsekretärin. Eindeutig nicht für Raubzüge geeignet. »Muss ich mich verkleiden?«

»Ich klau die Sachen nicht direkt. Ich befreie Kröten, Geld, Cash von seinen Eigentümern.« Odile grinste schief.

Einen Augenblick lang sah Yuki ihre neue Freundin, die Hände um eine Waffe mit Elfenbein geklammert, auf dem Weg in eine Bank, sie hörte das harte Klicken ihrer Absätze, sah, wie Odile mit süffisant geschürzten Lippen einem verstaubten Angestellten das Kommando gab, die Kasse auszuleeren.

»... von Männern, die gern trinken und hübsche Mädchen kennenlernen.«

Aus der Bank wurden die Frauen, die Yuki aus ihrem Viertel kannte, Frauen, die vor ihren Häusern saßen und immer übermüdet wirkten und Laufmaschinen in ihren Strümpfen hatten. Frauen, von denen sich ihr Vater abwandte.

»Du verkaufst dich?« Die Worte klangen so steif und altmodisch, als wären sie aus dem Mund ihres Vaters gekommen.

»Große Güte, nein, ich leih mir hier und da ein Portemonnaie. Und dann, nichts wie ab zur U-Bahn.« Odile schlug die Füße zusammen und machte den Road Runner nach. »Meep meep.«

»Oh.«

»Weißt du, was Männer in ihren Portemonnaies haben? Fotos von ihren Freundinnen und Hunden. Die treuen Gefährten. Und, bist du dabei?«

Yuki blieb nie lang nach der Schule fort, und sie sprach auch nicht mit fremden Männern. Sie fügte sich nahtlos in das Ziegelwerk der pflichtbewussten, braven Bürger ein. Doch sie hatte etwas erblickt, das sie so unbedingt stehlen wollte, dass ihr die Finger danach juckten: das Sonnenscheinhaar von Odile.

»Ja«, sagte sie. »Das wäre toll.«

Das Bett war von einem Berg aus Kleidern besetzt. Nylonhüften wölbten sich, Paisleyschenkel setzten an zum Sprung. An die Fensterrahmen klammerten sich Blusen. Es war, als enthielte dieses Zimmer jede Spielart, die ein Mädchen sein konnte. Yuki verschränkte die Hände hinter dem Rücken. Irgendetwas zu berühren erschien ihr zu intim.

»Das hier müsste passen.« Odile pflückte etwas Weißes aus dem Haufen und warf es in die Luft. Es flog zu Yuki, landete an ihrer Brust und glitt durch ihre Hände. Sie bückte sich und schüttelte es aus. Es war ein Kleid im Landmädchenstil, der Saum war mit Vergissmeinnicht bestickt. Als Landmädchen zu gehen erschien ihr passend. Japanische Märchen unterschieden sich kaum von amerikanischen: Da geht man als bescheidene Bauersfrau seinem bescheidenen bäuerlichen Tagwerk nach, und dann, eines Tages, gerät man unversehens in eine Zauberwelt.

Odile selbst wählte etwas Strenges, Kurzes aus.

»Nun mach schon«, drängte sie. »Ich guck nicht hin.«

Das Aufknöpfen war mühevoller Arbeit, Yukis gestärkte Bluse war für einen Striptease nicht gedacht. Odile schaute aus dem Fenster; die tief stehende Sonne malte ihr einen goldenen Streifen auf die Wange. Yuki, im Schatten, sah an sich hinab, auf die unförmige Baumwollunterhose. Das Gummiband hatte an Bauch und Beinen Striemen hinterlassen.

An der Tür hing ein Spiegel voller Schlieren, halb von einem Paisley-Kleid verdeckt. Yuki verzog das Gesicht. Ihre Augen

standen zu dicht beieinander. Das Mädchen im Spiegel wirkte dümmlich und gemein. Seine Knie waren zu knochig. Seine Brust reichte nicht für einen Büstenhalter. Über einer eingezogenen Brustwarze rollte sich ein schwarzes Haar. Seit wann schon war sie derart hässlich?

»Fertig?«

»Beinahe.« Das Kleid hing müde über ihrer Haut. »Fertig.« Sie bewegte sich, damit der Rock besser fiel. Stoff schwappte rings um ihre Füße.

Yuki fasste an den Zopf, den ihre Mutter ihr geflochten hatte. Sie war versucht, ihn aufzulösen, doch sie war nur sie selbst in einem übergroßen Kleid; daran hätte auch das offene Haar nichts geändert. Als sie ihre goldene Brille aufsetzte, sagte Odile: »Die kannst du nicht einfach tragen. Die musst du TRAGEN.« Odile kommunizierte über Wortwahl und Betonung. Ihre langen Finger zogen Yuki die Brille von der Nase und setzten sie ihr ins Haar.

»Perfekt«, sagte Odile. »Jetzt noch die da.« Sie wies auf ein Paar silberner Sandalen. Sie waren zu groß. Als Yuki die Füße anhub, klatschte das Leder gegen ihre Sohlen. Dann griff ihre Fee unter das Bett und zauberte ein Paar glatt geleckter weißer Stiefel hervor.

»Woher hast du die denn?«, fragte Yuki. Es war, als wären sie aus ihren Träumen in die Wirklichkeit versetzt.

»Hab ich vergessen.« Odile schlüpfte geschmeidig in die Stiefel. »Trinkst du?«

Yuki betrachtete die kleinen Fältchen in dem Lackleder.

»Nein, natürlich nicht. Heute musst du. Wenn man nicht mittrinkt, kommen sich die anderen komisch vor.«

»Äh, kann ich euer Telefon benutzen?«

»Wieso?«

Was sollte sie zu diesem Mädchen sagen? Na ja, es ist so, dass ich der einzige Teenager in ganz Amerika bin, der keine Freun-

din hat. Ich bin weder im Debattierklub noch im Schachklub noch in irgendeinem anderen Klub, weil ich zu viel Angst habe zu fragen, ob ich mitmachen darf, und mich, bis heute, noch niemand zu irgendetwas eingeladen hat, und darum komme ich auch niemals spät nach Hause, und darum werden sich meine Eltern sicher Sorgen machen. Aber Yuki sagte nur: »Egal. Ich bin fertig.«

»Nein, bist du nicht. Mit deinem Gesicht habe ich noch nicht mal angefangen.«

Der Weg zur Bar führte durch den Washington Square Park, einen der vielen Orte, die Yuki meiden sollte. Ihrem Vater missfielen die Schachbretter, die Mädchen in ihren gebatikten Bikinis, die schwarzen Jungs mit ihren Gitarren, die weißen Jungs mit ihren Gitarren, die Junkies in ihren indischen Gewändern.

»Ist es hier sicher?«, fragte Yuki, als sie durch den für das kleine Fleckchen Grün unverhältnismäßig großen Triumphbogen gingen.

»Du musst dich nur von dunklen Ecken fernhalten.«

Vor einer Bar blieben sie stehen. Die niedrige Sonne traf auf den Schmutz der Fensterscheiben, sodass sie nicht hineinschauen konnten.

Happy Hour 17 – 19 Uhr, verkündete eine Tafel an der Hauswand. Es war halb sieben. Ein Kreide-Smiley bleckte seine rechteckigen Zähne. Vor dem gelben Grinsen fragte Yuki sich, was geschehen wäre, wenn Aschenputtel zum Ball gekommen wäre und eingesehen hätte, dass sie eine Dienstmagd war, die nicht tanzen konnte. Doch in dem weißen Kleid fühlte sie sich ohnehin weniger wie Aschenputtel als wie eines jener Mädchen, die an Drachen verfüttert oder an Klippen gefesselt wurden.

»Kommst du?« Odile hielt die Tür auf.

»Ja. Klar.«

Der Raum war schmal. Die Wände waren in wogendem Was-

sermelonenrosa und Senfgelb gestrichen. Die Theke war eindeutig älteren Datums als die Wandmalereien und starrte mit ihren dunklen Astlöchern auf die saloppen Psychedelia. Yuki hob, als sie die Bar betrat, das Kleid an.

An der Theke standen vier junge Männer und umringten einen Korb mit gegrilltem Hähnchenfleisch. Sie waren schon betrunken; Speichel schimmerte in ihren Mündern.

»Was soll ich bestellen?«, flüsterte Yuki.

Doch Odile trat einen Schritt zurück und rempelte einen aus der Gruppe an.

»Hey!« Er schaute wütend auf.

»Oh, tut mir leid, ich hab dich nicht gesehen.«

Seine Miene löste sich, als er Odile sah, und verzog sich dann zu einem Grinsen.

»Was wollt ihr trinken?«

»Zwei Bier«, sagte Odile. Yuki trat vor, um zumindest nicht mehr hinter Odile zu stehen. Rein größentechnisch überragte sie Yuki ohnehin schon um fünfzehn Zentimeter, inklusive der hohen Stiefel, wohingegen Yuki lediglich flache Sandalen trug.

»Für uns geht's bald los«, sagte ein anderer aus der Gruppe. Alle trugen enge T-Shirts, und ihre Hälse wirkten viel zu dünn. Ein Junge, der eine Jacke im Sgt.-Pepper-Stil trug, reichte dem Barkeeper einige Geldscheine.

»Bitte sehr, die Damen.«

Odile drückte Yuki eine goldene Bierflasche in die Hand. Die Knöpfe an der Sgt.-Pepper-Jacke schimmerten. Dem Jungen floss das Haar wie Ahornsirup um die Ohren. Als er seine dünne Lederbörse auf einen Barhocker legte, neigte Odile den Kopf in Richtung Yuki. Ihr goldenes Haar schien sich vor Lachen zu kringeln. Yuki bewegte sich auf den Hocker zu, doch Odile schüttelte den Kopf. *Nein.*

Die Jungen trugen sämtlich Namen wie Patrick, Fergus oder Colin.

»Odiel?«

»Odiel«, korrigierte ihn Odile. »Hab ich mir selbst ausgesucht.«

So was sagt man also, dachte Yuki.

»Und das ist Yuki. Ju-Kie.«

»Mann, könnt ihr zwei nicht Alice oder Mary heißen, damit man euch nicht erst mal buchstabieren muss?«

»So vergesst ihr uns aber nicht. Oder verwechselt uns mit irgend so einem Mädchen aus Brooklyn.«

Yuki hätte sich liebend gern als Alice oder Mary vorgestellt. Die Mädchen an der japanischen Schule suchten sich alle einen amerikanischen Namen für die Zeit im Ausland aus, doch das hatte Yukis Vater ihr verboten. In der Verwirrung über ihren eigenen Namen war Yuki entfallen, welcher Junge wer war. Oder ob wirklich ein Patrick darunter war. Sie hatte nur verschwommen etwas Irisches und amerikanisch genäselte Vornamen gehört. Yuki vergaß oft, dass ihre Familie nicht als einzige fern der Heimat war.

Der Sgt.-Pepper-Junge sprach über Brooklyn und den Krieg und davon, dass er lernen würde, ein Flugzeug zu steuern. Mit jedem Schwellen seines Halses hob sich eine Silberkette an, an der ein silbernes Kreuz hing und an dem silbernen Kreuz ein silberner Mann. Jesu Füße waren spitz wie die einer Ballerina.

»Gefällt es dir?«, fragte er. »Ist Mas Kruzifix. Das hat sie mir gegeben, als ich mich verpflichtet hab.« An der Schule wurde getuschelt, dass es zu einer Einberufung kommen würde, doch von den fraglichen Brüdern oder Freunden hatte keiner vor, auch nur einen Moment vorher die Deckung von Colleges, Konzerthallen, Hot-Dog-Ständen oder Büchereien zu verlassen.

Yuki schaute zu Odile; hätten sie doch vorher eingeübt, was sie sagen sollte! Stattdessen war ihr nur befohlen worden, »nicht so zu zucken«, als Odile Wimpern aus Nylon an Yukis Lid befestigt hatte. Yuki zwinkerte unter der neuen Last. Odile dirigierte

die anderen drei. Jede Geste, jeder Finger war unsichtbar mit einem Kinn verbunden. Ein Zucken mit dem Fingernagel, schon folgte ein Nicken. Die Abendsonne schnitt durch Zigarettenqualm und traf auf einen Boden voller Bierflecken auf. Ein Kind kreischte, draußen, über die Musik hinweg.

»Bist du katholisch?«, fragte Yuki.

»Jungs, Jungs. Bin ich katholisch?«

Alle lachten. Yuki wurde rot. Dass alle Iren Katholiken waren, wusste sie. Sie hatte fragen wollen, ob er an den Zauber des winzigen Silbermanns glaubte. Doch ihr Mund war unbeholfen.

»Jetzt mach nicht so'n Gesicht«, sagte er. »Häng es dir mal um, wenn du willst.«

Er kam sehr nah und legte ihr die Kette um den Hals. Schweißsterne malten sich auf seinem T-Shirt ab. Warum, fragte sich Yuki, ließ er seine Jacke an? Die Finger, die ihren Nacken streiften, waren warm. Sommersprossen, groß wie Münzen, schimmerten an seinem Hals. Vielleicht war ja ihr Glückspfennig darunter.

»Tut mir leid, der Verschluss klemmt ein bisschen.«

Ein Schwarm neuer Gäste kam durch die Tür und drängte sich vorbei. Yuki neigte sich auf die Spitzen der Sandalen.

»So, jetzt haben wir's«, sagte er.

Er schob Yuki vor, damit die anderen es sahen, drehte sie herum, zeigte sie aus jedem Winkel. Bei Yuki vergingen häufig ganze Tage, ganze Wochen ohne eine einzige Berührung. Ihre Mutter umarmte sie nur in schmerzhaften Momenten, wenn ein entfernter Verwandter gestorben oder Yuki in einer Prüfung durchgefallen war, nie jedoch aus reiner Freude an der Nähe. Yuki griff nach einem Hocker. Sie musste sich setzen. Ihr war von der Aufmerksamkeit nicht minder schwindelig als von der Drehung.

»Nun braucht sie nur noch einen Rosenkranz«, sagte einer der Jungen. »Und schon ist sie das gute Mädchen aus Donegal.«

»Wenn du ein irisches Mädchen willst«, sagte ein anderer, »solltest du in Brooklyn bleiben.«

»Einen Toast«, sagte der dritte, »auf die Mädchen von anderswo.«

Yuki hatte noch nicht von ihrem Bier getrunken. Odile lächelte ihr zu, und Yuki lächelte zurück und zeigte dabei sämtliche Zähne. Odile hatte ihren kleinen Finger in die Hosentasche eines Jungen eingehakt.

»Also«, fragte Yukis Junge, »woher kommst du?«

»Aus Greenwich Village. Oh. Meine Familie«, sagte sie. »Aus Japan.« Und würde sie dort dann sagen, aus Amerika?

»So wie Yoko Ono?«

Im Sommer hatte Cynthia Lennon ihren Mann wegen Ehebruch mit Yoko Ono verklagt. Yukis Vater hatte die Stirn gerunzelt und gesagt: »Warum macht Ono-san so etwas? Sie stammt doch aus einer guten Familie. Einer der besten.« Die Mädchen in der Schule hatten Yuki vorübergehend etwas mehr beachtet; die Blicke hatten sich gefragt, ob sich unter den Perlmutterknöpfen ihrer Bluse nicht doch eine Verführerin verbarg.

Wieder legte Yuki die Finger an das winzige Kreuz. Sie hatte seit Kindertagen ihren Toten Essen dargebracht und an die Seelen von Felsen geglaubt. Was sie so verwirrte, war die Allmacht dieses Gottes. Ihr erschien das Leben wie das planlose Gekritzel unzähliger Namen auf der Wand einer Toilette und nicht wie ein einziges riesiges Gemälde.

»Und das wird dich beschützen?«

»Das sagt meine Ma.«

Er streckte den Arm zur Theke aus und nahm einen langen Schluck aus einer Bierflasche. Yuki war sich ziemlich sicher, dass es ihre Flasche war.

Er schloss die Hand um ihren Zopf. Sie spürte seine Faust an ihrem Hinterkopf. Seine Lippen waren weich, und ihr Mund versank darin. Es war ein unangenehmes Gefühl, so als hätte sie

sich bei der Tiefe eines Tümpels verschätzt. Während der gesamten Dauer des Kusses fragte sie sich unentwegt: Ist es so richtig oder so oder so? Als der Kuss vorüber war, wusste sie noch immer keine Antwort.

»Jetzt hab ich doppelt Schutz«, sagte er, zwinkerte und berührte ihre Nase und das Silber an ihrem Hals.

Seine Freunde johlten und erhoben ihre Flaschen. Zigaretten wirbelten, und Asche tanzte.

»Achte nicht auf die«, sagte er. Wenn Yuki nur gewusst hätte, wie er hieß.

»Pass mit meinem Mädchen auf«, sagte Odile. »Sie ist sehr empfindlich.«

Yuki legte sich die Hände vors Gesicht, wie ein Kind, das Verstecken spielt. Ihr junger Begleiter sagte: »Das sind doch alles Idioten. Was hältst du davon, wenn wir zwei rüber in den Park gehen, eine rauchen und uns den Mond ansehen?«

Odile nahm ihre Hand. Sie war weich. Yuki umklammerte sie fest.

»Und ich soll hierbleiben?«, fragte Odile. »Mit diesen Hohlköpfen?«

Die Hohlköpfe spielten die Beleidigten.

»Na schön«, sagte Sgt. Pepper. »Dann seh'n wir uns eben alle den Mond an.«

Sie stießen an und leerten ihre Flaschen. Welches auch immer Yukis Bier gewesen war, es war in andere Hände gewandert.

Die Sonne war untergegangen, nur ein goldener Rand säumte noch den Himmel. Eine silberne Sommersprosse war der Mond. Der Junge nahm Yukis Hand, und sie ließ es zu. Sein Griff war heiß und klebrig.

Es war acht Uhr. Vermutlich war Yukis Vater gerade nach Hause gekommen, und ihre Mutter kochte das Abendessen und hörte Schallplatten von Chiemi Eri. Angeblich sah Chiemi wie Yukis Mutter in dem Frühling aus, in dem ihre Eltern geheira-

tet hatten. Yuki hatte Mühe, sich ihren Vater als Verehrer vorzustellen, als Mann, der in den dunklen Nachkriegsjahren jeden Sonntag zum Markt gegangen war, um seiner schwangeren Frau Pfirsiche zu kaufen. Als Mann, der die Früchte jeden Morgen gedreht hatte, damit sie von allen Seiten gleich viel Licht bekamen.

Der Küsser hielt Yuki zurück. Odiles schimmerndes Haar pendelte vor ihren Augen von einem Begleiter zum anderen.

»Warum wolltest du in die Armee?«, fragte Yuki. Das Leben ihrer Familie beruhte auf dem Versuch, den Krieg zu vergessen. Laut ihrem Vater war das einzig Gute, das die Amerikaner für Japan je getan hatten, das Verbot einer Armee. Wer brauchte Panzer, wenn man eine mittelgroße Limousine mit Radio besaß?

»Die zahlen gut«, sagte er. »Mein Dad hat auf den Docks gearbeitet, aber damit is' ja Schluss. Außerdem werde ich die Welt sehen. Die ganze Welt.« Er legte einen Arm um Yuki. »Vielleicht sag ich Japan von dir Hallo. Und kauf mir einen Kimono.«

Er sagte: *Kiemonno*. Yuki stellte sich vor, wie seine behaarten Arme aus der Seide herauschauen würden, und lachte. Das kühle Kruzifix baumelte an ihrem Hals.

»Nimm es lieber zurück«, sagte sie. »Schließlich hat dir deine Mutter das zu deinem Schutz mitgegeben.«

Wieder schlangen sich seine Arme um ihren Hals, bewegten sich die Finger rasch und selbstbewusst. Er kämpfte mit dem Verschluss. Die anderen waren vorausgegangen. Seine Pupillen waren groß wie Münzen. Dann legte er sich die Kette wieder um.

»Wir sollten uns beeilen«, sagte Yuki. Odile und die Brooklyn Boys hatten bereits den Park erreicht.

»Wenn es sein muss.«

Sie setzten sich ein wenig abseits auf eine Bank. Wieder schloss er ihre Hand in seine.

»Als Kind bin ich immer runter zum Red Hook gegangen

und hab zwischen den Frachtern Anhalter gespielt.« Er streckte einen Daumen hoch, so als ob Yuki ein Schiff wäre und ihn fortbringen könnte. »Warum wollen bloß alle nach New York? So toll ist das hier doch gar nicht. Nur Diners und Dreck.«

Yuki versuchte, exotisch auszusehen, wusste aber nicht, wie sie das anstellen sollte. Die übrigen drei umringten Odile. In der Abendluft wurden sie zu Männern, ihre Schultern breiter. Odile saß am Rand des Brunnens. Im Mondlicht hatte sie das fahle Gesicht eines Kaninchens. Yukis Mutter erzählte häufig die Geschichte des Kaninchens, das sich dem Buddha als Nahrung angeboten hatte. Zum Dank hatte ihm der Buddha ein Leben auf dem Mond geschenkt. Auf Yuki hatte der Mond immer einsam gewirkt.

»Woran denkst du?«

»Nichts.«

Ein Arm zog sie derart nah zu dem Jungen hin, dass sich die Knöpfe seiner Jacke in ihre Seite bohrten. Über ihr rechtes Knie strich eine Hand. Es war so lang her, dass ihr Bein berührt worden war – an ihrem ersten Tag an der amerikanischen Schule. Sie hatte gerippte weiße Knietrümpfe getragen. An der letzten Straßenecke war ihre Mutter stehen geblieben und hatte jede einzelne Baumwollrippe linealgerade ausgerichtet, doch dann war Yuki mit Diagonalen heimgekommen.

Durch die schwache Parkbeleuchtung wirkte sein Gesicht länger, unter seinem Brauenwulst sammelten sich Schatten – ein Gesicht wie eine Gasse. Was in der Helligkeit von halb sieben anziehend gewirkt hatte, war nun unheimlich. Yuki bewegte ihre Finger auf ihr linkes Knie zu und versuchte zu fühlen, was er fühlte. Das Knie war wie immer. Kalt, knochig, glatt.

Odile hielt drei Zigaretten in der Hand, zwischen jedem Finger eine. Sie fütterte ihre Verehrer, schob ihnen die Kippen sanft in den Mund. Sie lachten. Aus anderen Ecken des Parks kam das Gelächter anderer Fremder. Ein namenloses Scheppern.

Seine Hand wanderte ihr Bein hinauf. Der dünne Musselin bot nur wenig Schutz. Ihr steifer Schulrock hätte protestiert.

»Wenn du hingehen könntest, wo du wolltest«, fragte der Junge, »wohin auf der Welt würdest du gehen?«

Nach Hause, dachte sie, zu der Tischdecke aus grünem Gingan, die ihre Mutter genäht hatte. Nach Hause, wo ihre Mutter vermutlich gerade versuchte, eine käsefreie Pizza zu backen. Nach Hause, wo sie ihre Lippen spitzen und den Kuss in Zeitlupe nachspielen würde. Mit sich allein würde sie womöglich beginnen zu verstehen.

»Vielleicht nach Europa«, sagte sie. Sie dachte an die Postkarte über ihrem Schreibtisch. An die Häuser mit den zersprungenen Fensterscheiben und der fröhlichen Wäsche. Der Künstler stammte aus Österreich, hatte ihre Lehrerin gesagt.

»Asien und Afrika sind die Neuen Welten. Amerika ist die neue Alte Welt«, sagte er. »Warum willst du in die alte Alte Welt? Die ist doch tot.«

»Kann sein.«

Eine Hand hatte sich zwischen ihre Oberschenkel gedrängt, die andere machte irgendetwas an ihrem Kleid – hob es an? Sie sprachen über das Verreisen, und doch hatte Yuki das Gefühl, als hätte sie ein riesiger Kaugummi an ihren Sitz geklebt.

Der Junge hatte offenbar etwas entschieden. Die Hand löste sich von ihren Beinen und legte sich auf ihre Schulter, die andere folgte. Dann zog der Junge Yuki an sich, beugte sich nach vorne und legte seine Stirn an ihre. Yuki holte Luft. Der überwältigende Gestank des New Yorker Sommers überdeckte jeden Eigengeruch. Seine Augen verschmolzen und verschwammen ineinander. Sie spürte seine Finger an ihren Schulterblättern. Yuki konzentrierte sich, der Reihe nach, auf jeden einzelnen Druckpunkt und bestimmte die genaue Stelle. Sein Mund und ihr Mund waren nur Zentimeter entfernt. Sein Atem war warm, oder war es ihr Atem, der ihr von seinen Zähnen entgegenschlug?



Rowan Hisayo Buchanan

In ihrer Erinnerung war Japan eine Mischung aus Rosa und Grün

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71673-9

btb

Erscheinungstermin: August 2018

New York, 1968. Die 16-jährige Yuki Oyama ist gefangen zwischen zwei Kulturen. Sie fühlt sich nicht als Japanerin, nicht als Amerikanerin. Als ihre Eltern zurück nach Tokio gehen, überzeugt sie sie schließlich, in New York bleiben zu dürfen. Sie will bleiben, eigenständig sein und ihre Kunst leben.

Berlin, 2016. Galleriebesitzer Jay ist gerade Vater geworden. Dies nimmt er zum Anlass, seine Mutter, seine Vergangenheit, seine Wurzeln zu suchen. Er weiß nichts von ihr, außer dass sie ihn verließ, als er erst zwei Jahre alt war. Und dass ihr Name Yuki Oyama ist.



[Der Titel im Katalog](#)